

Nebraska Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 15. Juli 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 46.

Gewitter.

Die Wolken blauschwarz, — rings
das weite Land
In schwerem Traum; — kein Hauch!
— nur schweiges Schweigen
Die Halme sich zur dürren Erde neigen;
—
Ich stehe einsam, — angstvoll, — wie
gebannt. —
Der Himmel jüht, — ich bin der
Erde Kind
Und harre stumm der ersten Zornes-
worte.
Die großend sich aus düst'rer Him-
melsport
Auf uns ergießen; — da erbraust der
Wind,
Der Donner rollt und wilde Blitze
glüh'n;
Eindringlich mahnen dann in mil-
dem Segen
Löst sich der Zorn; es strömt ein war-
mer Regen
Auf's dürre Land. — Der Vater hat
verziehen.

J. Madeline Schulze.

Die Orgel.

Von Astrid Ehrencron-
Ridde.

Lehrer Christensen aus der Süd-
schule hatte viel zu thun in dieser
Morgensunde. Die Stunde des Kir-
chengangs war so nahe herangerückt, daß
er die Glöde oben im Kirchturm be-
ständig im Auge behielt, ob ein An-
zeichen bemerkbar war, daß sie sich zum
ersten Läuten zu rühren begann, und
er mußte zuerst noch zum Pfarrer hin-
über, um die Liednummern zu ho-
len.

Na Gott sei Dank, Peter Mortensen
kam erst ganz da drüben auf dem Weg
vom Krumer Sumpf her angegangen;
bevor er bis zum Kirchturm kam und
die Hand zum drittenmal um die
Kloppelschnur legte, würde Lehrer
Christensen sicher in der Chortür an-
gehangen sein.

Jetzt trock, je mehr der Weg abzu-
fallen begann, der Garten des Pfarr-
hofs mit seinen Linden- und Ulmen-
wipfeln hervor, die einzige Schatten
verbreitende Oase hier in dieser
baumarmen Gegend.

Doch je näher und näher der Küster
und Chorsänger William Christensen
der Kirche von Longwood auf den Leib
rückte, desto unruhiger wurden seine
Gedanken, und das Herz begann laut
und unabwiesbar eindringlich zu
klopfen.

Wie würde es heute in der Kirche
gehen? — Er hatte den Gedanken
daran so lange wie möglich beiseite
gestoßen, hatte doch der Pfarrer auch
selber gesagt, er solle nur darauf los-
spielen und sich um nichts kümmern!
Es werde schon alles gut werden.

Ja, aber nun lag die Sache doch so,
daß die Gemeinde da unten an jenes
schöne Vorpiel vor und nach den Ge-
sängen gewöhnt war, und er wußte,
daß er nicht prälabieren konnte. Es
war ihm unmöglich gewesen, es zu
lernen.

War er jetzt doch auch schon bejährt!
Und damals, in seinen jungen Jah-
ren, da war man nicht so, da bestand
man nicht darauf, daß ein Küster sin-
gen und Orgel spielen konnte mußte.
Nein, damals verlangte man das
wirklich nicht. Doch als er sich jetzt
lehtin aus der unfruchtbaren Dünen-
gegend, wo er an die zwanzig Jahre
als Wittwer gewohnt hatte, weg-
gedachte, da hatte er ja nach Aarhus
fahren und Unterricht im Orgelspiel
nehmen müssen. Sonst würde er nie eine
Anstellung finden, das sagten sie alle.
Und es war wahrhaftig schwer genug,
die Pedale zu bedienen. Auf dem
Klavier hatte er schon als Junge Kir-
chen- und Volkslieder spielen können,
und wie schön klang es auf dem alten
Tafelinstrument daheim, das fast die
ganze kleine Stube ausfüllte. Doch
das hier mit den Pedalen war ganz
etwas anderes; wenn man nur einmal
vergaß, mit dem einen Fuß zuzutret-
en, so blieben die Töne völlig aus.

Doch das möchte noch hingehen, aber
prälabieren — prälabieren konnte er
nicht lernen. Das war ihm un-
möglich. Er hatte es ja auch dem Pastor
gesagt, doch der hatte nur gelächelt und
sagte: „Na, wenn Sie nicht können,
Lehrer Christensen, dann müssen Sie's
natürlich bleiben lassen! Dann gibt es
das eben nicht länger.“
Dafür dankte er Gott, daß der

Pfarrer ein so netter, friedlicher Mann
war; da er selber von Bauern ab-
stammte, wußte der, was es heißen
wollte zu Anfang, wenn man mehr
thun mußte, als man gewohnt war.
Aber damit war die Sache ja trotz-
dem noch nicht erledigt. Die Gemeinde
war ja auch noch da, und die war wohl
schlimmer.

Am ersten Sonntag war alles glatt
verlaufen; da war der vorige Lehrer
noch nicht abgereist, da hatte er bloß
in der Chortür vorgelesen, während
der andere die Orgel spielte. Es war
das erste Mal gewesen, daß Lehrer
Christensen einem anderen Menschen
etwas Böses gewünscht hatte. Aber
er hatte nicht dafür gekonnt; er hatte
so beweglich zu Gott gebetet, daß der
andere mitten im Prälabium stehen
bleiben oder mit einmal vergessen
möge, die Pedale zu treten; er hatte
gesehen, wie die Thür ein wenig auf-
gesprungen war, und er hatte sich ge-
radezu geträumt im Gebet, daß der
tätige Hund des Gläubers herein-
kommen und ein bißchen der Stören-
fried abgeben und den Mann da oben
auf der gelbgestrichenen hölzernen Er-
höhung unter dem letzten Fenster am
Hosenbein zupfen möchte. Aber nichts
war geschehen; jener hatte unange-
sehen dagefesselt und wie ein Engel prä-
labiert, vor und nach dem Gottesdienst.

Die Sonne brannte hernieder. Lehr-
er Christensen träumte von der Küb-
le, die gestern Abend in der Kirche her-
schickte, als er mehrere Stunden lang im
Dunkel gefesselt und sich geübt, nach-
dem er Thür und Fenster gut ver-
schlossen hatte, damit niemand es hör-
te. Er war lange, lange sitzen ge-
blieben, als er den Orgeldeckel geschlossen
und die grüne Filzdecke darüber ge-
zogen hatte; so mancherlei Gedanken
hatten ihn befallen, wie er da so
einsam in der Abendkühle der Kirche
saß, wo der Widerball von Dede und
Mauern ertönte, so oft er sich bloß ge-
räuspert oder den Stuhl zurückgestoßen
hatte.

So lechzt hatte er das Einst vor
sich gesehen, jenen ersten Sonntag nach
seiner Anstellung in der kleinen
Kirche von Lohbjerg oben in den Dü-
nen. Wie schwer war es ihm ge-
worden, sich zum Vaterunser zu sammeln,
als er da stand, das Gesicht der Ge-
meinde zugewandt, die Hände um das
Gesangbuch gefaltet, bloß weil drüben
in dem letzten Stuhl, auf dem aller-
äußersten Platz, seine junge Frau ge-
sessen und unter den Tücheln ihres
Strohhautes mit ihren milden Augen zu
ihm herübergeblinzt hatte. Und doch,
wie treulich hatte seine liebe Marie
ihm beigegeben in allen Dingen, so
daß sie mit den armenhüligen 600 Kro-
nen jährlich ausstiegen in den vier ge-
segneten Jahren, während deren sie
bei ihm war. Wie einsam war er ge-
worden, seit sie absterben worden.

So. Nun läutete es zum erstenmal.
Lehrer Christensen schob die Brille
fester über die Nase zurecht und schritt
rascher aus; er ging ungeschickt und
ungleichmäßig dahin; jeden Augenblick
glitt die Spitze des Regenschirms in
die umgetropelten Hosenfäume herab.

Der Pfarrer reichte ihm den kleinen
Papierfeger mit den Liednummern.
„Sehen Sie; also die beiden ersten, an
die ich ein B gemacht habe, die stehen
im Barnefow, die anderen, die ich mit
Bz bezeichnet habe, im Berggreen. Und
die Amen-Antworten hat Stärlund,
der Schluaberger, aus dem Choralbuch
ausgeschnitten und vorn auf die Orgel
geklebt, unmittelbar über den Tasten.
Also daran kann man sich einfach hal-
ten. Und dann wissen Sie wohl: Das
lange Amen kommt erst nach dem Ses-
gen.“ Der Pfarrer summt: „Amen,
Amen, Amen!“ Und im übrigen
nur Ruhe“, damit klopfte er ihn auf
den Rücken, „dann werden Sie schon
sehen, daß alles gut geht.“

Lehrer Christensen wanderte lang-
sam längs der Stuhlreihen hin und
her, während die Gemeinde sich lang-
sam in der Vorhalle versammelte und
über die Kliesen des Mittelgangs in
die Kirche schritt. Die Tritte klangen
scharrend und unheilvoll über die
mit Sand bestreuten Ziegelsteine
hin, wie ein stumpfes Messer, das an
einer Stiefelsohle gewetzt wird. Wenn
doch nur gerade heute nicht allzu viele
kommen möchten, und er begann zu
zählen, doch sie liefen vor seinen kurz-
sichtigen Augen zu einem Bilde zu-
sammen. Die Brille hatte er oben auf
die Orgel gelegt; wenn sie doch wenig-
stens auf ihrem Platze sein möchte!
Dann begann er die Hüfte auf den
Gelenken über den Stuhlreihen der Män-

ner zu zählen. Das Herz hämmerte
und hämmerte, als spräche es mit:
zehn — zwölf — dreizehn — drei-
zehn, dreizehn Hüte. — — — O
Gott, wenn er doch bloß in der Chor-
tür nicht falsch lesen möchte!

Nun ging der Pfarrer mit freund-
lichem Nicken an ihm vorüber. Die
Glöde im Turm kam zur Ruhe; die
letzten Schritte scharten über die
rothen Steine des Fußbodens hin.
„Herr, ich bin in dein Haus gekom-
men.“

Er schloß die Augen während des
Gebets; er meinte die eigene Stimme
nicht mehr zu kennen, aber er fühlte
das alles um sich; den jungen Pfarrer,
der, den Rücken hergewandt, oben am
Altar kniete, und die gebuckten Hän-
ter hinter den Stuhlwänden; in dem
letzten Stuhl, ganz an der Ecke, hatte
er die Frau des Pfarrers mit dem
kleinen schwarzäugigen Knaben in der
Seemannsjacke mit den blanken An-
terknöpfen gesehen.

„Amen!“
Er stieg die eine Stufe vom Chor
hinab, mit dem Fuße wie blindlings
vorwärtsstapend. Unwillkürlich zählte
er die Schritte über die Steine hin
bis zur Orgelhöhung. Die Knie zit-
terten ihm, als er die Treppenstufen
hinanstieg; eins, zwei, drei, vier. Wie
gut, daß die da unten in den Stühlen
ihm den Rücken zuwandten! So, nun
mußte er beginnen.

Er setzte die zitternden Beine auf
die Pedale und fiel ein: „Das ist mein
Trost, Herr Jesu Christi.“

Er sah nicht von den Noten auf,
seine Stimme laut mehr und mehr, so
sehr nahm ihn das Spiel in An-
spruch; sie schwand ganz hin — so
nun sang der Pfarrer ordentlich mit
— er dankte Gott dafür!

Lehrer Christensen mühte und mühte
sich ab; was war das nur mit der
Orgel? Es war ja, als werde sie ver-
stümmelt. Gott im Himmel, was sollte
er thun? Drinnen im Orgelwerk
schnappte und leuchtete, zischte und
schätzte es.

Mit aller Macht setzte er die Hände
auf. Aber es ächzte und leuchtete weiter
wie in größter Athemnoth. Und mit
der ganzen Kraft seiner Stimme fiel
er ein, und die Geräusche zu überhören.
Nun galt es durchzubringen. O Gott,
nun war die Schande da.

Er schloß vor Katholikkeit. Was
sollte er bloß anfangen? Sollte er auf-
sehen, die Stufen herunterzuschleichen
und die Kirche verlassen mit seiner
Schande? — Da geschah es, daß er
in flehender Bitte seinen angst-
vollen Blick über die Gemeinde hin-
gleiten ließ, und sein Auge fiel auf
die junge Frau des Pfarrers, die sich
da unten an der Ecke ihres Stuhls
halb nach ihm umgewandt hatte und
ihm unter dem hellen Sommerhut mit
ihrem milden, ersten Gesicht ansah.
Jetzt stimmerte es vor den Augen des
Küsters und glitt in Rebel über: die
Kirche und die Kirchstühle, die Kanzel
und alles; nur dort drüben um den
äußersten Stuhl wurde es so leuchtend
hell. Ach, da sah ja seine eigene junge,
ihm soeben angetraute Frau und
lächelte ihm unter den Tücheln des
Strohhautes zu — sie, die ihm stets in
allen Dingen gezeigelt hatte —

„Die Pedale“, flüsterte es in ihm,
„die Pedale.“ — Herr Gott, er hatte
ja zu treten vergessen! Was half es
nun, daß er die Finger einbohrte! Er
setzte die Füße mit aller Wacht auf
die schweren schrägen Schemel — und
in langem befreiten Stöhnen braus-
te die Orgellänge hervor und zur Dede
der Kirche hinan — o, er war befreit!
Ja, jetzt war er vom Schlimmsten be-
freit! Er konnte doch jetzt die Lieder
durchspielen. Was war das mit dem
Prälabium im Vergleich mit der ent-
setzlichen Schande, wenn er hätte auf-
sehen und fortgehen müssen!

Und es hatte ja nicht den Anschein,
wie wenn jemand es bemerkt hätte.
Die Zeit war ihm nur so lang vorge-
kommen, indem er sie durchlebte. Jetzt
wußte er, daß es sich nur um Setzen
den gehandelt hatte, als er die Angst
und Katholikkeit empfand.

Er starrte sich durch die Brille die
Augen blind auf die Amen-Antworten
hin, die ganz unten über den Tasten
aufgeklebt waren; was für gute Augen
der andere gehabt haben mußte! Ja,
aber der war ja doch auch jung ge-
wesen. Wenn man erst einmal hoch in
den Fünzigern stand — so —

Das letzte Lied neigte sich dem Ende
zu. Hatte er vorher vor der Vielheit
der Verse Grauen empfunden, jetzt
wünschte er sie ins Unendliche ver-

mehrt. Wenn der Augenblick sich doch
nur hingezieh ließe, wo es der ganzen
Gemeinde kund werden mußte, daß er
auch nach dem letzten Liede nicht das
kleinste Prälabium vor dem Gebet zu
spielen vermochte.

Seine Gedanken schwirrten und
flüchteten umher. Sollte er's ver-
suchen? Nur einige wenige Akkorde.
Zu Hause auf dem alten Klavier, wenn
er so im Dunkeln saß, hatte er ja doch
so gut dies und jenes aus dem Kopf
spielen können. Nein, nein, es war zu
verwegen.

Er schloß, als das Lied aus war.
Dann schloß er beständig die Stufen
hinab, längs der Stuhlreihen hin bis
auf seinen Platz in der Chortür.

„Herr, ich danke dir.“
Die Gemeinde drängte langsam hin-
aus. Lehrer Christensen drückte sich
an einen der geleerten Stühle und
schielte mit seinen aufgeschauten Augen
unter den Brillengläsern zu den
Leuten hin. Dort ging der kleine
Schuhmacher von Hb, der hübsche
Mann und getreue Kirchgänger, und
dort kam Niels Storgaard, der immer
auf die kleinen Leute herabblinnte und
eigentlich nur den Pfarrer in der Ge-
meinde für voll ansah. Betrachteten sie
ihn? Verhöhten sie ihn?

Vor dem Kirchturm blieben sie stehen
und schauerten in kleinen Gruppen
miteinander. Wie sollte er vorüber-
kommen?

Da mit einmal stand der Pfarrer
mitten in dem Haufen. Lehrer Chris-
tensen's Blick trock zu ihm hin wie der
Blick eines furchtsamen Thiers, das
Schutz sucht. Der hatte ihm in dieser
ersten schweren Zeit stets so gültig bei-
gestanden, wenn er der Hilfe bedurfte!
Der Pfarrer fing seinen Blick auf.
Dann wandte er sich Niels Storgaard
zu.

„Na“, sagte er laut, so daß die
Schar es hören mußte, „das war ge-
rade das Rechte für euch, wie? Da
habt ihr Einen, der zu spielen ver-
steht! Der Mann braucht nicht dazu-
sagen und erst herumzuföhlen, er fin-
det die Melodie auf der Stelle!“

Niels Storgaard lächelte breit und
geschmeckelt.

„Ja, ja!“ sagte er und nickte, „gleich
auf der Stelle, das ist wahr!“
Dankbar leuchtete Lehrer Christen-
sen's Blick zum Pfarrer hinüber. Sie
hatten es gehört, jeder einzelne hatte
es gehört! Wie milde sie ihn betrach-
teten, indem sie vorübergingen. Einige
neigten sogar die Köpfe und nickten
und grüßten.

Die Pfarrersfrau und der kleine
Junge kamen zuletzt.

„Kommen Sie mit und trinken eine
Tasse Kaffee mit uns, Lehrer Chris-
tensen?“ fragte sie freundlich.

„Sehen Sie“, sagte der Pfarrer,
als die beiden zusammen die Erdstufen
des Kirchturms hinabschritten,
„wie gut es gegangen ist! Ein Schelm
gibt mehr als er hat. Und vergessen
Sie nur das nächste Mal die Pedale
nicht. Man kann nicht mit der Ma-
schine nahen, wenn kein Mann darauf
ist. — Und nun soll uns unsere Tasse
Kaffee auf munden, denn man konnte
wahrhaftig kalte Füße kriegen in der
Kirche!“

Frauenberufe.

„Schon einem rauhen Gatten zu
gehören — läßt Goethe's Phizzenie
sagen — ist Pflicht und Trost.“ Lei-
der sind die rauhen Gatten heute noch
viel schwerer zu ertragen als zu
Phizzenie's Zeiten. In Deutsch-
land gibt es fast um eine Mil-
lion mehr Frauen als Männer. In
Oesterreich kommen auf 1000 männ-
liche 1047 weibliche Personen. Neben
dem Ueberschuss der weiblichen Bevöl-
kerung hat die vollständige Umwäl-
zung der gesammten Erwerbslebens in
der Gegenwart die Aussichten auf Ver-
kehrthuna erheblich verringert u. die
Frauen dazu gedrängt, sich selbst dem
Erwerb zuzuwenden. Es bleiben
durchschnittlich 39 Prozent der Mäd-
chen unverheiratet, 4 Proz. der weib-
lichen Bevölkerung leben als Witwen.
Von den 5 Millionen unverheirateter
Frauen in Deutschland sind 3,900,000
auf Erwerb durch eigene Kraft ange-
wiesen. Aber auch verheiratete Frauen
arbeiten in immer größerem Umfange.
Nach der Berufsabklärung vom 12.
Juni 1907 sind nahezu 9 1/2 Millionen
Frauen, 30.37 Prozent der weiblichen
Bevölkerung, in einem Berufe thätig.

Die sozialen und Familienverhält-
nisse sind in dem jüngsten Menschen-
alter andere geworden. Die behagliche
Wohlfahrt, deren sich die mittleren

Klassen, die sich als die „besseren“ be-
zeichnen, zu Großvaters Zeiten erfreu-
ten, ist heute keineswegs allgemeine
Regel. „Der Großvater“ — bemerkt
E. Liebtnecht (Das Buch der Frau) —
pflegte mit größerer Freude dem Her-
anblühen der Tochter entgegenzusehen,
denn er konnte mit Stolz und Genug-
thuung den Freiersmann empfangen.
In der Schatulle wohl aufbewahrt lag
ein nettes, rundes Sümmchen, das der
Offizier und Beamte zur Kaution be-
nöthigte, und für das dem Kaufherrn,
Gelehrten oder Künstler ein behag-
liches, eigenes Heim aufgebaut werden
konnte.“ Heute ist es, besonders bei
zahlreicherer Familie, beinahe un-
möglich, größere Ersparnisse zu machen:
Die Entwicklung des Staates und der
modernen Geschäftsunternehmungen
hat die Zahl der Beamten außer-
ordentlich vergrößert. Die ohnehin
zumeist mäßigen Gehaltsbezüge hören
in der Regel mit dem Tode des Er-
nährers, ja schon bei dauernder Er-
krankung oder sonstiger Dienstuntaug-
lichkeit auf. Gleichzeitig aber hat eine
gewaltig treibende Luxusströmung des
Familienlebens sich bemächtigt. Der
Aufwand steigt von Jahr zu Jahr,
und gerade jene, die ihre Verhältnisse
dazu nicht berechnen, glauben durch
kostspielige Repräsentation den Schein
der Wohlhabenheit wahren zu müssen.

Immer häufiger kommen insofern
dieser Verhältnisse Frauen und Töchter,
die früher ein sorgloses Leben
führten, plötzlich in die Lage, für sich
selbst arbeiten oder zur Erhaltung der
Familie beitragen zu müssen. Nur
selten aber sind sie dazu vorbereitet.
Nicht immer denkt man nicht ernstlich
daran, die Mädchen mit geeigneten
Berufkenntnissen auszustatten. Frei-
lich hört man jetzt öfters Aeußerungen
von Müttern: „Wenn meine Tochter
nicht heirathen sollte, so hat sie wenig-
stens etwas gelernt, um sich im Leben
fortthun zu können.“ Aber diese
Worte begleitet ein siegesbewusstes
Lächeln, das zu sagen scheint: „Meine
Tochter wird nicht lange auf den
Freier warten.“ In der That, prüft
man den Bildungsgang eines solchen
Tändchens etwas näher, so überzeugt
man sich, daß das „talentvolle Kind“
hauptächlich einige französische und
englische Broden, etwas Kunstge-
schichte und Gesang oder Klavier er-
lernt hat. Damit füllt die höhere
Tochter, neben ein bißchen Sport und
Firt, die Wartejahre auf den Mann
aus. Für eine derartige nutzlose Aus-
bildung der Tochter hat der Vater
manchmal 1—3000 Dollars opfern
müssen.

Was sollen nun die Frauen dieser
Art unternehmen, wenn der Enst des
Lebens an sie herantritt? In Beru-
fen, in denen Frauen sich betheiligen
können, fehlt es heute nicht. Die
Frauen sind in viele Gebiete einge-
drungen, die lange Zeit als eine aus-
schließliche Domäne der Männer gal-
ten. Und sie haben nicht nur durch
ihre Ausdauer und Geduld, ihre Ge-
schicklichkeit und Pflichttreue, vor al-
lem durch ihre größere Anpruchslosig-
keit das Feld behauptet, sondern auch
immer neue Gebiete erobert. Aber
fast für alle Hauptberufe ist ent-
sprechende Vorbildung unerlässlich. So
früht sich die Frage des Frauenerwer-
bes für die überwiegende Mehrheit
heute dahin zu: Was anfangen, wenn
man ohne berufsmäßige Ausbildung
vor der Erwerbsnothwendigkeit steht?

So wichtig erscheint gerade diese
Frage den Kennern der Verhältnisse,
daß in der letzten Zeit von verschiede-
nen Seiten der Versuch unternommen
wurde, sie in thunlichst eingehender
Weise zu beantworten. Ich nenne
nur, neben der angeführten Schrift
von Liebtnecht, die von Professor Ed.
Leonhardt vor den wirtschaftlichen
Kampfe gestellt. ... und Die deutsche
Frau im Beruf von Josephine Leon.

Der Lehrberuf, der kaufmännische,
hauswirtschaftliche u. landwirtschaftliche,
die Bethätigung der Frau im
Gewerbe und in der Kunst sind zu be-
achtliche Gebiete, als daß es erforderlich
wäre, sich an dieser Stelle mit ihnen
zu befassen. Interessant und lehrreich
aber ist die Schilderung gewisser
„freier“ Berufe, die besonders die ame-
ricanischen Frauen im harten Da-
seinskampfe improvisiert haben. Es
sind Berufe, die keine Ausbildungs-
kosten und keine Ausbildungszeit be-
anspruchten und es der Verdienst-
suchenden ermöglichen, das Familien-
leben weiter zu führen.

Eine junge Dame, die in guten Ver-
hältnissen aufgewachsen und viel ge-
reift war, kam plötzlich in die Lage,
sich ihren Unterhalt verdienen zu
müssen. Es fiel ihr ein, daß sie ein
besonderes Geschick im Koffertpacken be-
saß. Sie zog in einen vornehmen
Kurort und ließ sich durch die Hotel-
portiers zum Baden empfehlen. Ihre

Kunst kam den Hotelgästen sehr zu-
statten. Viele Reisende verstehen über-
haupt nur sehr schlecht zu packen, an-
dere ziehen es vor, ihre Zeit den
Badeannehmlichkeiten zu widmen, als
sie zum Baden zu verwenden. Die
Dame gehörte bald zu dem notwen-
digen Hilfspersonal der Hotels, wo sie
ein Gast dem anderen empfahl. Dies
Beispiel fand Nachahmung und
Ausdehnung. Besonders rentabel
machte sich der Beruf der Kofferpack-
erin an Zollstationen, wo die Beamten
die Koffer durchstöberten oder völlig
leeren, und wo das Gepäc in großer
Eile wieder verpackfähig gemacht
werden muß.

Einen sicheren Erfolg findet auch die
Menschenmädchen. Vielen Hausfrauen
macht es außerordentliche Mühe, ihren
täglchen Küchenzettel zu entwerfen,
ihm die nötige Abwechslung zu geben
und dabei ihr Budget nicht zu über-
schreiten. Diese begnügen eine findige,
erfahrene Rathgeberin als rettenden
Engel. Die Menschenmädchen besucht ihre
Kunden allwöchentlich, stellt das
Wochenmenü mit genauer Kostenrechnung
auf und kauft, falls gewünscht wird,
die Vorräthe selbst ein. Noch größere
Einnahmen bringt das Entwerfen von
Menüs für Empfänge und größere Ge-
sellschaften. Die Menschenmädchen muß
hier mehrere Vorschläge machen und
auch für die Tafeldekoration und die
Menschenmädchen sorgen tragen. Auch
dieser Beruf ist sehr ausdehnungsfähig.
Wenn sie etwas macht, kann die Men-
schenmädchen die Tischarten selbst herstel-
len, die früher ein sorgloses Leben
führten, plötzlich in die Lage, für sich
selbst arbeiten oder zur Erhaltung der
Familie beitragen zu müssen. Nur
selten aber sind sie dazu vorbereitet.
Nicht immer denkt man nicht ernstlich
daran, die Mädchen mit geeigneten
Berufkenntnissen auszustatten. Frei-
lich hört man jetzt öfters Aeußerungen
von Müttern: „Wenn meine Tochter
nicht heirathen sollte, so hat sie wenig-
stens etwas gelernt, um sich im Leben
fortthun zu können.“ Aber diese
Worte begleitet ein siegesbewusstes
Lächeln, das zu sagen scheint: „Meine
Tochter wird nicht lange auf den
Freier warten.“ In der That, prüft
man den Bildungsgang eines solchen
Tändchens etwas näher, so überzeugt
man sich, daß das „talentvolle Kind“
hauptächlich einige französische und
englische Broden, etwas Kunstge-
schichte und Gesang oder Klavier er-
lernt hat. Damit füllt die höhere
Tochter, neben ein bißchen Sport und
Firt, die Wartejahre auf den Mann
aus. Für eine derartige nutzlose Aus-
bildung der Tochter hat der Vater
manchmal 1—3000 Dollars opfern
müssen.

In ähnlicher Weise können verarmte
Frauen der besseren Klasse ihren
Unterhalt finden, indem sie die Haus-
frauen in der obersten Letztuna beim
Reinmachen eleganterer Wohnungen
vertreten. Das Reinmachefräulein
säubert mit eigenem Handverzeug per-
sönlich Bilder, Bilden und Statuetten,
sie entfernt Flecken, weiß Gardinen
aufzusuchen und mit allen werthvollen
Dingen sachgemäß umzugehen. Ueber-
dies überwacht sie die Instandhaltung
der ganzen Wohnung durch die Dien-
erschaft. Nicht nur Hausfrauen, auch
alleinstehende Gelehrte und Künstler
begnügen dankbar eine wirklich intelli-
gente Leiterin der häuslichen Reini-
gungsarbeiten. Aus dem Beruf des
Reinmachefräuleins entwickelt sich bei
einigem Geschick der Dekorateurin.
Die Dekorateurin übernimmt nicht
nur die Möblierung von Wohn-
räumen, sondern auch die zeitrauben-
den, lästigen Besprechungen mit den
Lieferanten. Besonders rentabel ist
die Vermittlung bei der Herbeiführung
ganzer Brautausstattungen. Oft fin-
den Eltern die Erfordernisse der neuen
Moderrichtungen fremd, während es
dem Brautpaar selbst an aller Erfah-
rung fehlt. Die Einnahmen aus dieser
Hilfsfähigkeit erhöhen sich durch die
Provisionen der Geschäftshäuser.

Eine Hamburger Bankierstochter die
sich nach dem plötzlichen Tode ihres Va-
ters nur im Besitze guter Sprachkennt-
nisse fand und in ihrem Geburtsort
sich nicht erhalten konnte, ging nach
Rußland, um dort eine Beschäftigung
zu suchen. Ihre Vermählungen waren
fruchtlos. Halb verzweifelt stand sie
in der Nähe des Rußländer Doms. Da
vernahm sie, wie zwei Engländer, die
den Dom besichtigen wollten, sich dar-
über beklagten, daß sie keinen englisch
sprechenden Fremdenführer finden
konnten. Da kam der jungen Dame
eine Eingebung: sie wandte sich um
und bot sich den Fremden als Führerin
gegen Belohnung an. Der Vorschlag
wurde mit Freude angenommen. Nun
hatte das Fräulein Gelegenheit, seine
kunstgeschichtlichen Kenntnisse auszu-
nutzen. Nachdem man die Kathedrale
verlassen, wünschten die Engländer an-
dere Monumente in Gesellschaft der
Führerin zu besuchen. So hatte ein
Zufall sie auf den richtigen Weg ge-
bracht: sie wurde Fremdenführerin in
großem Stil. Heute ist ihre Wohnung
wie ein Reisebüro ausgestattet, ihre
Adresse in allen Hotels bekannt, ihre
Erfahrung geschätzt.

Schon diese wenigen Beispiele beweisen,
daß Damen bei einiger Findigkeit
und Energie auch ohne berufliche Aus-
bildung Erwerb finden können. Eine
sehr wertvolle Stütze bilden für ar-
beitende Frauen besserer Stände die
bereits in allen Kulturländern er-
stehenden Frauen- und Mägdchervereine,
die allmählich immer engerer Fühlung
unter einander gewinnen und zu einer
Weltorganisation arbeitender Frauen
emporwachen.

Alfred Roffia.